

HERDER- KORRESPONDENZ

MONATSHEFTE FÜR GESELLSCHAFT UND RELIGION

Heft 8

47. Jahrgang

August 1993

Das postmoderne Subjekt weiß, daß jeder Weg zur Wirklichkeit durch die radikale Pluralität unserer verschiedenen Sprachen führen muß.

David Tracy

Katholisch im Plural

Von Pluralität ist heute in der katholischen Kirche in der Regel auf zweierlei Weise die Rede, und in beiden Fällen sieht es so aus, als handle es sich dabei um ein die Kirche allenfalls in ihren Außenbeziehungen tangierendes Phänomen. In der viel verwendeten Redeweise von der „Kirche in pluraler Gesellschaft“ stehen Kirche und Christentum als *ein* Bereich einer *Vielzahl* von außerkirchlichen, nicht-christlichen, weltlichen Bereichen gegenüber. Unter dem Stichwort „Kirche innerhalb eines vielfältigen Christentums“ geht es um die besondere Stellung der katholischen Kirche als Teil der in viele Kirchen, Konfessionen und Denominationen gespaltenen Christenheit und die damit verbundenen ökumenischen Chancen wie Probleme.

Dabei wird leicht übersehen, daß sich die katholische Kirche schon längst selbst ausgesprochen plural ausnimmt. Pluralität ist beileibe nicht etwas, was erst dort herrscht, wo die einen den Symbole und Strukturen dieser Kirche nicht, nicht mehr oder noch nicht hinreichen. Um es mit Begriffen der Medienpolitik zu sagen: Die katholische Kirche agiert nicht nur unter den Bedingungen einer kirchlichen *Außenpluralität*, sondern ist faktisch selbst äußerst *binnenplural*.

Warum diese pauschale Abwehrhaltung gegenüber allem Pluralen?

Das hindert jedoch manchen nicht daran, eine merkwürdige Scheu an den Tag zu legen, wenn es darum geht, dieser Tatsache offen ins Auge zu sehen und sich mit den Konsequenzen

für das kirchliche Leben unvoreingenommen auseinanderzusetzen. Wer sich für die Bejahung von Pluralität in der Kirche ausspricht, gerät schnell in den Verdacht, er wolle die Kirche an jenes pseudoaufklärerische Pluralitätsdogma ausliefern, das Wahrheit nur in radikal subjektivierter Form kennt, bzw. Glaube und Kirche den Gesetzen blanker Beliebigkeit unterwerfen.

Eine solche pauschale Abwehrhaltung gegenüber dem Pluralen verrät ein erhebliches Maß an *Verunsicherung* angesichts erlebter, aber nur wenig bewältigter Vielfalt. Diese Abwehrhaltung kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Quelle heute feststellbarer Pluralität in der Kirche nicht in erster Linie vermeintliche postmoderne Beliebigkeit ist, sondern daß diese sich als unvermeidliche Folge aus der *Geschichtsverflochtenheit* von Christentum und Kirche ergibt. Das frühe Christentum setzte theologisch und frömmigkeitsgeschichtlich eben andere Akzente als das ausgehende Mittelalter, die gegenreformatorische Kirche des 16. andere als die antiliberal und antisozialistisch auftretende Kirche des 19. Jahrhunderts.

Mit dem interessanten Unterschied, daß heute weniger jene Pluralität als bedrohlich erlebt wird, die sich *diachron* nacheinander in 2000 Jahren entwickelte, sondern jene, die sich heute *synchron* dadurch ergibt, daß Glaube und Religion in den westlichen Industrieländern radikal zur Privatsache geworden sind und immer mehr Gläubige sich anheischig machen, selbst zu entscheiden, was ihnen plausibel und für ihr Leben förderlich erscheint. Pluralität, die sich auf Grund von inzwischen gleichsam kanonisierten Spannungen wie etwa zwischen dem Schmerzensmann der Gotik und dem Christ-

könig der zwanziger Jahre, dem Jesus-Bild im Markus- und dem im Johannesevangelium, dem neogotischen Quasi-Dom des 19. Jahrhunderts und dem nachkonziliaren Zentralbau aus Beton der 70er Jahre, zwischen *Angelus Silesius* und *Wilhelm Willms* ergeben, wird als weniger problematisch empfunden als jene, die entsteht, weil jeder glaubt, nach „seiner Façon selig werden zu können“.

Innerkirchliche Pluralität ist somit heute mehr bzw. etwas anderes als das historisch gewachsene Nebeneinander von unterschiedlichen, aber historisch-organisch gewachsenen Ausdrucksformen des Glaubens und des Kircheseins. Das Besondere an heutiger Pluralität ist weniger die Fülle unterschiedlicher Ausdrucksmöglichkeiten als solche als vielmehr die Art und Weise, mit der der einzelne Gläubige sich dieser Vielfalt gegenüber verhält. Mit anderen Worten: der *Modus der Wahl* (*Peter L. Berger*) gibt der Vielfalt erst die besondere Qualität heutiger Pluralität. Viele Zeitgenossen lassen sich nun einmal in der Regel weniger denn je durch das bestimmen, was ihrer individuellen Wahl als bereits traditionell festgelegt oder autoritativ entschieden vorausliegt.

Dezidierter Anti-Pluralismus muß an den selbstgesteckten Zielen scheitern

Kaum irgendwo wird die damit automatisch gegebene innerkirchliche Pluralität so deutlich wie in der Art und Weise, wie heute Gottesdienst gefeiert wird. Der anglikanischen Unterscheidung von *high church* und *low church* nicht unähnlich, zerfällt das gottesdienstliche Geschehen in den katholischen Pfarrgemeinden landauf, landab in höchst unterschiedliche, mal stärker „katholisierende“, mal stärker „protestantisierende“, einerseits traditionsbetonte, andererseits reformorientierte Formen, Inhalte und Stile samt allen denkbaren Zwischenformen. Weit über das hinaus, was sich mit der Zusammensetzung der Gemeinde sowie regionalen und persönlichen Eigenheiten erklären ließe, erreichen diese Unterschiede zuweilen ein Ausmaß, daß man sich durchaus fragen kann, ob die Einheit des gottesdienstlichen Geschehens in der Vielfalt noch zu erkennen ist.

Und selbst eine Eucharistiefeier, die sich bereits als Antwort auf diese Pluralität wieder mehr an der Objektivität des Ritus orientiert als an der Individualität gottesdienstlicher Bedürfnisse, wird ihrerseits als Ausdruck von Pluralität wahrgenommen und weniger als erfolgreicher Versuch, sich ihr zu widersetzen. Auch der pluralitätsfeindlichste Fundamentalist entgeht eben dieser Pluralität nicht, er bekräftigt sie nur, verlängert die Palette der Angebote – wenn auch gegen seinen erklärten Willen.

Insofern ist es auch kein Zufall, wenn gerade diejenigen, die sich am entschiedensten gegen ein vermeintliches Zuviel an Pluralität in der Kirche wenden, in vielen Fällen ihrerseits zusätzlich pluralisierend, vor allem polarisierend wirken: Umstrittene *Bischofsernennungen* bringen Bistümer an den Rand

des Zerbrechens. Und auch der neue Weltkatechismus hat die inneren Spannungen, unter denen die katholische Kirche gegenwärtig leidet, und das Ausmaß an Pluralität etwa in der Theologie eher noch einmal deutlicher hervortreten lassen anstatt einend zu wirken.

Gerade die Situation bei den katholischen Traditionalisten ist ein Beweis dafür, daß dezidierter Anti-Pluralismus an den selbst gesteckten Zielen scheitern muß und bestenfalls als belächeltes Überbleibsel einer überholten Epoche sein Leben fristet. Wie weit inzwischen die kirchenoffiziell zugelassene Pluralität in dieser Hinsicht geworden ist, wurde französischen Katholiken erst unlängst wieder deutlich, als der frühere Vorsitzende der Französischen Bischofskonferenz und Erzbischof von Lyon, Kardinal *Albert Decourtray*, Ende Juni erstmals drei im bayrischen Wigratzbad (Bistum Augsburg) ausgebildete Priesteramtskandidaten der traditionalistischen Priesterbruderschaft St. Petrus im vorkonziliaren Ritus zu Priestern weihte. Können die wachweichen Vereinbarungen mit den Ex-Lefebvrianern nicht den Eindruck aufkommen lassen, in der katholischen Kirche herrsche ein gewisses Maß an amtlich sanktionierter Beliebigkeit – und zwar nicht etwa subversiv am Rande, sondern mit Billigung und Förderung höchster Stellen?

Man muß andererseits nicht nur an diese, von vielen in der Kirche als höchst problematisch empfundene Entwicklung denken, wenn es um das inzwischen erreichte Ausmaß an Pluralität etwa auf liturgischem Gebiet geht. Die Tendenz geht auch in dem Maß zu größerer Vielfalt, wie die Notwendigkeit zu vermehrter *Inkulturierung liturgischen Handelns* nicht nur in den ehemaligen Missionsländern betont wird. Auch wenn man sich im Fall der zairischen Liturgie etwas weniger Zögerlichkeit bei der Approbation durch Rom gewünscht hätte – hinter die mit der Anerkennung dieser regionalen Liturgie eingeschlagene Richtung kann niemand zurück. Die Zeichen stehen allgemein unübersehbar auf einer den jeweiligen kulturellen Kontext ernster nehmende liturgische Sprache.

Partikularismen haben Konjunktur

Die innere Pluralisierung der katholischen Kirche bleibt aber nicht bei liturgischer Vielfalt und Frömmigkeitsstilen stehen. Einer der *strukturell* bedeutsamsten Schritte auf mehr innerkirchliche Pluralität hin war die Erhebung des *Opus Dei* zur *Personalprälat*ur durch Johannes Paul II. im Jahre 1982. Neben die territoriale Kirchenstruktur, bestehend aus Diözesen und Pfarreien, schiebt sich unmerklich eine *personale Kirchenstruktur* neuen Typs bzw. der Wunsch danach. Daß auch andere geistliche Bewegungen den kirchenrechtlichen Status des *Opus Dei* für sich anstreben, ist kein Geheimnis. Offen eingefordert hat ihn für sich und seine Anhänger bis zu seinem Tod Traditionalistenführer *Marcel Lefebvre*. Und auch in der Diskussion um eine mögliche, indessen jedoch verworfene gruppenweise Eingliederung enttäuschter, weil die Prie-

sterweihe für Frauen ablehnender Anglikaner in der Kirche von England, geisterte diese Rechtsform als Möglichkeit herum.

Aber auch unterhalb des Schrittes einer strukturellen Vernetzung von Geistlichen Bewegungen in Form einer Personalprälatur hat man es gegenwärtig mit einer zunehmend *vielfältigeren kirchlichen Landschaft* zu tun. Die territorialen Strukturen konkurrieren zunehmend mit personalen, stark vom Laienelement geprägten und traditionellen Standesunterscheidungen (Kleriker – Laien, Ordensleute – Weltchristen, Frauen – Männer, Alt – Jung, Akademiker – Arbeitnehmer usw.) übergelenden Bewegungen und Gemeinschaften, die für sich z.T. strukturelle Berücksichtigung einfordern. Priester – sofern sie Mitglieder dieser Gruppierungen sind oder sich ihnen auf die eine oder die andere Weise verbunden fühlen – geraten nicht selten in Interessenkollision mit ihren Aufgaben als Diözesanpriester. *Partikularisierende Tendenzen* lassen die universelle kirchliche Sendung in den Hintergrund treten. Das spirituelle Profil der Kirche als ganzer verblaßt, während partikuläre Spiritualitäten Konjunktur haben.

Die zunehmende Pluralität in den Strukturen und Sozialformen ist damit indes nicht erschöpft. Durch die Öffnung der Grenzen nach Osten treten die „unierten“ Kirchen als ein nur allzu oft übersehener Teil der katholischen Kirche wieder deutlicher in den Blick. Die Zahl der Länder, in denen neben der „lateinischen“ auch eine mehr oder minder starke „unierte“ Hierarchie besteht, ist gar nicht so gering. Die Existenz dieser Kirchen zeigt, daß die katholische Kirche vor aller theologischen Pluralität bereits ihrer Verfaßtheit nach vielfältiger ist, als ihre „lateinische“ Spielart davon realisiert. Angesichts der Auseinandersetzung um die *Ehelosigkeit der Priester* z.B. ist es nicht ohne Belang, wenn in den meisten Ostkirchen, die in Gemeinschaft mit dem Bischof von Rom stehen, die Priesterehe unstrittiges Faktum ist.

Die Gebiete, auf denen man heute eine zunehmende Pluralisierung feststellt bzw. in denen die faktisch vorhandene und historisch nicht einmal in allen Fällen wirklich neue Pluralität als Möglichkeit zur individuellen Wahl deutlicher wahrgenommen wird, sind – wie man sieht – zahlreich. Wo immer die Ursachen dafür im einzelnen liegen – die katholische Kirche hat insgesamt eine Entwicklungsstufe erreicht, die schon sehr viel früher angelegt war, aber durch massive Gegenbewegungen zunächst abgeblockt wurde. In dem Maße, wie sie sich bis zur Mitte dieses Jahrhunderts von der sie umgebenden Moderne in wesentlichen Zügen distanzierte und sich aus einem „Anti-“ heraus definierte, konnte sie sich in dem Glauben wähnen, von der neuzeitlichen Wende zum Subjekt nicht tangiert zu werden. Mit der Bejahung der *Gewissensfreiheit* sowie der vom Konzil in seiner Pastoralkonstitution urgierten *relativen Autonomie der irdischen Wirklichkeiten* ist dieser Weg jedoch verbaut.

Pluralität kann indes für die Kirche *kein Wert an sich* sein. Um die Notwendigkeit, immer wieder auch Grenzen dieser Viel-

falt zu markieren, kommt man also nicht umhin. An sich ist dies auch weit weniger strittig, als es unter dem Eindruck konkreter Streitfälle erscheint. Strittig ist vielmehr, auf welche Weise sich die kirchliche Gemeinschaft über die anzuwendenden Grenzen verständigt und wann im Einzelfall diese Grenzen erreicht sind. Die Aufgabe, kirchliche Einheit zu bewahren, war insofern noch nie so schwierig und zugleich so notwendig wie unter Bedingungen, in denen *zentrifugale Kräfte* manche Ortskirchen zu mehr Eigenständigkeit drängen, in denen Selektivität im Umgang mit der kirchlich verkündeten Glaubenslehre nicht von vornherein ins Unrecht gesetzt, sondern zunächst einmal als typischer Ausdruck individualisierter Lebensverhältnisse angesehen wird. Andererseits könnte sich gerade die katholische Kirche mit ihren vergleichsweise starken und stabilen Institutionen und ihrem ausgeprägten Sensus für die Einheit in Glauben, Sakramenten und Leitung *mehr Gelassenheit* im Umgang mit der heutigen Pluralität zutrauen, als sie es faktisch tut.

Kirchliche Einheit unter Bedingungen der Pluralität

Pluralität ist – das gilt es wohl erst noch zu realisieren – vor allem in dem Maße nicht nur unvermeidlich, sondern unverzichtbar, wie man sich den *individualisierten* Verhältnissen gegenüber nicht grundsätzlich verweigern, wie man mit der *Gewissensfreiheit* der Gläubigen auf sittlichem sowie der *Autonomie der irdischen Wirklichkeit* auf politischem Gebiet ernst machen will. Der Pluralität in Theologie, Glaubenslehre und -verkündigung enge Grenzen zu ziehen, würde zum einen bedeuten, die je verschiedene und komplexe Lage in den jeweiligen Teilen der Erde zu negieren, in denen Christen ihren Glauben gemeinschaftlich leben; ohne die je kontextualisierte Gestalt von Glauben und Kirche kommt das Christentum nicht aus. Wo Menschen als Individuen wie auch als Kollektive miteinander kommunizieren, spielen zum anderen Unterscheidungen und Unterschiede in Sprache und Vorstellungswelt eine zentrale Rolle. Einheit *in* Vielfalt behindern hieße, diese grundlegend sprachliche, damit Pluralität und Wandelbarkeit einschließende Verfaßtheit menschlicher Aneignung von Wirklichkeit zu leugnen.

Das Bekenntnis zu legitimer Pluralität in der Kirche ist andererseits nur soviel wert, wie dies nicht nur den jeweiligen Ausschnitt pluraler Möglichkeiten meint, den man selbst vertritt bzw. den man selbst als verbindlich definiert. Der Ernstfall der Pluralität ist die Möglichkeit des anderen, sich für den eigenen Weg entscheiden zu können. Letzteres jedoch in den weit gesteckten Grenzen einer Gemeinschaft, die den Menschen nicht in seiner Freiheit beschneiden will, sondern ihm jene Verwurzelung in einer Tradition ermöglicht, ohne die seine Autonomie magersüchtige Ichbezogenheit bliebe.

Klaus Nientiedt